

LAURA FORTI

MEIN VATER, VIELLEICHT

ROMAN



AUS DEM ITALIENISCHEN VON RUTH MADER-KOLTAY



NONSOLO

limoni



LAURA FORTI

MEIN VATER, VIELLEICHT

ROMAN

AUS DEM ITALIENISCHEN VON
RUTH MADER-KOLTAY



NONSOLO

limoni

Mein Vater, vielleicht

© 2025 *nonsolo* Verlag, Freiburg

Erste Auflage, März 2025

Titel der italienischen Originalausgabe: *Forse mio padre*

Copyright © © 2020 Laura Forti, Casa Editrice Giuntina
Translation rights arranged through Vicki Satlow of The Agency srl

Lektorat: Irene Pacini

Satz und Umschlaggestaltung: WOERDESIGN

Questo libro è stato tradotto anche grazie a un contributo per la traduzione assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale italiano.

Die Übersetzung dieses Buches kam auch dank einer Förderung des Italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und internationale Zusammenarbeit zustande.



Printed in Germany

ISBN 978-3-947767-25-0

LAURA FORTI

**MEIN VATER,
VIELLEICHT**

Die Väter haben saure Trauben gegessen und
den Kindern werden die Zähne stumpf.

Jeremias 31, 29

Wenn ich an dich denke, empfinde ich einen dumpfen Schmerz. Es ist wie eine schleichende Krankheit, ich habe Angst, sie könnte in mich eindringen und sich Raum verschaffen, indem sie sich in meine lebenswichtigen Organe bohrt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich dir diesen Raum zugestehen, dich in meinen Genen tragen oder dir den Weg zu meinem Herzen öffnen möchte. Es ist spät, sagt mir eine Stimme. Zu spät, um die Fäden wieder zusammenzuknüpfen. Lass ihn gehen. Mögen die Toten Frieden finden. Schließlich hat das Leben inzwischen eine bestimmte Richtung eingeschlagen, eine Geschichte ergeben. Warum sollte man sich über vergangene Ereignisse und verpasste Gelegenheiten noch einmal den Kopf zerbrechen? Zu wissen, dass du *vielleicht* mein Vater bist: Wird das dazu führen, dass es mir besser geht, dass ich mich vollständiger fühle, weniger unzureichend, weniger zornig? Oder wird sich vielmehr die Leere, die ich in mir drinnen habe, maßlos ausdehnen und mich verschlingen?

Vielleicht sollte ich mir etwas Zeit nehmen und erst einmal die Tatsache begreifen, dass du existiert hast, bevor ich darüber schreibe. Den richtigen Abstand gewinnen für eine klarsichtige Analyse. Aber manchmal denke ich, wir haben eher schon zu viel Zeit verloren. Wir haben sie weggeworfen, wie ein gedankenloser Kartenspieler, der seine Ersparnisse ungeschickt einsetzt und sie beim Poker verschwendet – und jetzt ist der Moment, zu reden und die Erinnerung von den Geheimnissen zu befreien, die sie gefangen halten.

Es wird auch die Phase kommen, in der die Vergangenheit ver-

arbeitet sein wird, um den feuchten Kompost zu bilden, in welchem Namen, Gesichter, Episoden des Lebens so lange vermischt, zerkleinert und wiedergekaut werden, bis sie rückblickend eine neue Perspektive ergeben. Aber jetzt ist Schluss mit Schweigen. Es ist Zeit, dich mit Worten zum Leben zu erwecken. Es ist für mich der einzige Weg, Klarheit zu schaffen und mich dieser privaten Geschichte zu stellen, ohne dabei verrückt zu werden: Ich muss sie durch das gnadenlose Sieb der Literatur drücken.

Ich will keine weiteren Nachforschungen über dich anstellen, mir genügt das, was ich habe. Es wären auch endlose Ermittlungen. Ich weiß, dass ich nie damit zufrieden wäre, ich würde sämtliche Details kennen wollen, jedem Indiz folgen, ohne meinen Hunger nach Wissen je stillen zu können. Und außerdem, was würden weitere konkrete Details bringen? Ich werde dich selbst erschaffen, indem ich über dich schreibe: Das ist auch eine Art, in deiner Gesellschaft zu sein. Ich werde dich als Figur erfinden, dich in einer Erzählung wiederauferstehen lassen. So können wir endlich miteinander reden, diskutieren, sogar Witze machen.

Eine Sache verbindet uns.

Wir haben beide dieselbe Frau geliebt.

Wir sind beide getäuscht worden.

1

VERDRÄNGUNG

Es kam so: Meine Mutter teilte mir wenige Monate vor ihrem Tod mit, ich sei nicht die Tochter des Mannes, der mich großgezogen hatte. Schon ein paar Tage hatte sie darum herumgeredet, immer wieder das altbekannte Spiel mit der Vaterschaft aufgebracht, ein zermürendes Spiel, das sie ihr Leben lang praktiziert hatte: mir indirekt zu verstehen zu geben, dass dieser Mann nicht mein richtiger Vater sei. Sie ließ hier und da mal ein Wort fallen, eine Anspielung, und wenn ich Erklärungen forderte, ruderte sie wieder zurück.

Ich würde lieber sagen können, sie habe in ihrer letzten Phase an Alzheimer gelitten, sie habe wirres Zeug geredet und sei nicht bei sich gewesen. Ich würde sie viel lieber verteidigen und mit einer plötzlichen Demenz adeln können, mit einem dem Alter und den Medikamenten geschuldeten Verrücktwerden.

Aber sie war schrecklich klar im Kopf. Klar und erbarmungslos. Auf meine x-te Frage hat sie einfach mit Nein geantwortet. Der, den ich immer für meinen Vater gehalten hatte, sei es in Wirklichkeit nicht. Die Wahrheit ist ihr plötzlich und durch Zufall herausgerutscht, in einem automatischen Reflex, wie ein Urinstrahl bei einer inkontinenten Person. Zum ersten Mal hat sie mir gesagt, wessen Tochter ich bin. Sie hat mir deinen Namen genannt. Und den brachte ich sofort mit ihrer Vergangenheit in Verbindung. Du warst ihr Freund, den sie als Fünfzehnjährige bei der Flucht aufs Land während der NS-Besatzung kennengelernt hatte. Über dich hatte ich nie viel erfahren, nur ein paar scheinbar unbedeutende Details: dass du ein weinrotes Muttermal auf einer Wange hattest, und dass sie dich direkt nach dem

Krieg verlassen hat. Aber jetzt warst du auf einmal nicht mehr nur ein Name, ein Detail aus einer legendenhaften Erzählung ihrer Jugenderinnerungen, sondern ein echter Mensch, einer, der immer dagewesen und dessen paralleles irdisches Dasein durch einen doppelten Faden mit meinem verknüpft war: mein echter biologischer Vater.

Sie sagte, ihr hättet jeden Tag deines Lebens miteinander telefoniert, immer zur selben festgelegten Uhrzeit. Euer Erkennungszeichen: ein einzelnes Klingeln und dann nach ein paar Minuten der richtige Anruf. Zeit genug, um den Apparat in das Zimmer mitzunehmen, wo sie behauptete, ihren Mittagsschlaf zu halten.

Bei diesen täglichen Anrufen erzählte sie dir von mir, wie es mir ging, was ich so machte, wieviel ich gewachsen war, solche Sachen.

Sie sagte, du hättest nie geheiratet, du hättest keine eigene Familie gehabt, du seist Angestellter in der Provinz gewesen. Sie sagte auch, du seist ganz plötzlich gestorben, dahingerafft von einem Herzinfarkt. Eines Tages sei der erwartete Anruf nicht gekommen. Sie habe deine Nummer gewählt, und deine Schwester habe ihr mitgeteilt, du seist mitten auf der Straße zusammengebrochen, dort liegendeblieben und verstorben. Du seist still gegangen, mitten unter Fremden, genau so, wie du auch gelebt hättest. Inzwischen waren schon viele Jahre seit deinem Tod vergangen.

Am Ende sagte sie: Reden wir jetzt nicht mehr davon, ich bin müde. Sie legte sich aufs Bett und schloss die Augen. Für sie warst du ein Thema, das erledigt und abgeschlossen war.

Auch bei dieser Gelegenheit habe ich sie in Schutz genommen. Ich gab mich mit kümmerlichen Erklärungsresten zufrieden, anstatt sie in die Enge zu treiben, Forderungen zu stellen, ihr ins Gesicht zu schreien, sie habe mich die ganze Zeit getäuscht. Ich zensierte mich selbst, aus Rücksicht auf ihre körperliche Verfassung. Dann ging es bergab mit ihrer Gesundheit,

sie baute sehr schnell ab. Kurz darauf starb sie, und ich verfiel in Starre.

Ich brachte alles in mir zum Erliegen, auch die Trauer, in einer Art Hülle aus eiskaltem Zorn. Darin eingeklemmt steckte undeutlich deine Gestalt. Ich wusste, dass du da warst, schaffte es aber nicht, mich dir zu stellen. Ich schob es immer wieder auf.

In der jüdischen Tradition verhängt man, wenn jemand stirbt, alle Spiegel. Es gibt dazu verschiedene Erklärungen, aber erst als ich zerstreut auf einer Webseite zwischen religiösem Fanatismus und New Age herumsurfte, stieß ich auf diese Lesart: Der Spiegel wird abgedeckt, damit niemand im Vorbeigehen hinter dem eigenen Spiegelbild das irgendeines Dämons oder bösen Geistes zu sehen bekommt, der, vom Tod angezogen, durchs Haus irrt. Wenn jemand stirbt, so erklärte es der Artikel, kommen die Geister und schwirren um den Verblichenen herum, herbeigerufen von der Leere, die entstanden ist: Denn sie wollen ihn ersetzen, seinen Platz einnehmen. Aber was mich vor allem betroffen machte, war die Schlussfolgerung: der Moment, in dem der Autor seine eigene subtile und raffinierte, beinahe psychoanalytische Interpretation des Brauchs offenlegte, mit der ich in einem solchen Kontext niemals gerechnet hätte. Man dürfe deshalb nicht in den Spiegel schauen, weil beim Tod einer uns nahestehenden Person der Moment noch nicht gekommen sei, den Dämon zu sehen. Die Begegnung mit unserer dunklen Seite, mit unseren noch offenen Rechnungen, könne erst danach stattfinden, zu einem späteren Zeitpunkt.

Ich habe diesen Moment jahrelang hinausgeschoben. Man kann sagen, dass dieses Buch für mich bedeutet, endlich den Spiegel zu enthüllen. Ich glaube, ich habe den Mut dazu erst fassen können, als ich begriff, dass ich nicht alleine war: Ich hatte das Schreiben. Ich konnte diese Geschichte aus der privaten Krypta herauslassen, wo sie bisher unzugänglich geblieben war, und aus ihr eine universell gültige Erzählung machen. Ich konnte einen schöpferischen Akt vollbringen, die Figuren dieses komplizierten Familiendramas in Charaktere verwandeln, mit

denen sich vielleicht sogar andere Menschen würden identifizieren können. Damit konnte ich mich von ihnen befreien.

So vollziehe ich im Schreiben eine dreifache Trauerarbeit. Um den Tod meiner Mutter. Um dich, den ich nie kennengelernt habe. Und um mein Leben als ahnungslose Tochter.

Um die Zeit, die wir nicht zusammen verbringen konnten und die wir uns nie werden zurückholen können.

Ich habe immer geglaubt, Verdrängung sei etwas, was man in alten Psychoanalyse-Traktaten oder in amerikanischen Filmen findet. Du weißt schon, diese dümmlichen melodramatischen Schinken, deren Handlung bei der Hälfte aufläuft wie ein gestrandeter Wal, weil dem Drehbuchschreiber die Ideen ausgegangen sind. Und dann, ganz plötzlich, kommt in der Geschichte irgendein scheinbar unbedeutendes Detail ans Licht, und der Protagonist, der bis dahin eine dramatische Episode aus seiner Kindheit vor sich selbst zensiert hatte, erlebt auf einmal alles von Neuem: sexuellen Missbrauch, das Trauma eines gewalttätigen Vaters, den Verlust des heißgeliebten kleinen Hundes. So wird die Aufmerksamkeit des Publikums wieder angefacht, ein Meer aus Bildern und Erinnerungen öffnet sich und schlägt über unserem Helden zusammen, der gezwungen wird, bis zur endgültigen kathartischen Abrechnung zu kämpfen, um gestärkt und geläutert daraus hervorzugehen.

Bis zu diesem Moment sei sein ganzes Leben eine Lüge gewesen, scheint der Film uns zu suggerieren, eine Hinterlist des Bewusstseins, eine Fiktion. Er habe den Schmerz verdrängt, indem er die Erinnerung daran gelöscht und sich dabei selbst verloren habe, um in einem verschwommenen Bereich außerhalb der Wirklichkeit zu leben wie ein Zombie ohne Identität.

Dabei stelle ich jetzt fest, dass auch ich Verdrängung am eigenen Leib erfahren habe, sogar zweimal: Denn es gab zwei Momente in meinem Leben, in denen ich deine Existenz schon entdeckt oder zumindest erahnt hatte.

Beim ersten Mal war ich ungefähr fünfundzwanzig, es war ein paar Monate nach dem Tod meiner Großmutter mütterlicherseits. Als ich den Wäscheschrank öffnete, wo meine Mutter neben den Hand- und Betttüchern noch viele andere Dinge aufbewahrte, bemerkte ich, dass ganz weit hinten etwas versteckt Papiere lagen, die ich noch nie gesehen hatte und die sie wahrscheinlich beim Aufräumen in der Wohnung meiner Großmutter eingesammelt hatte. Ein Bündel Briefe. Schon früher hatte ich in diesem Schrank herumgeschnüffelt und jedes Mal reiche Beute davongetragen. Ich sage nicht, dass es ein echtes Geheimversteck war, aber auf jeden Fall ein guter Ort, um Vergangenheit zu tarnen und dem Alltäglichen unterzumischen. Zum Beispiel hatte ich ein Poesiealbum von meiner Mutter als Mädchen gefunden, mit geblütem Stoffeinband und gefüllt mit Widmungen ihrer Freundinnen, alle in Kinderschrift und vorzugsweise gereimt. Ein Album, das zu ihrer letzten Phase relativer Normalität gehörte, von den Rassengesetzen bis 1943, dem Jahr, in dem ihre Familie hatte aus Florenz fliehen müssen, um in der Maremma unterzutauchen. Dem Jahr, in dem ihre Kindheit zu Ende war und die dunkle Zeit begann. Einige der Einträge stammten aus ihrer Zeit im Haus der jüdischen Gemeinde in der Via Farini, wo sie trotz der Rassengesetze ihre Schulausbildung weiterführen konnte. Nach Kriegsende hatte sie dieses Buch aus ihrer Kindheit wieder hervorgeholt, vielleicht weil sie das Bedürfnis hatte, eine Beziehung zu ihrem früheren Selbst wiederherzustellen. Aber sie hatte sich verändert, sie war jetzt eine neue Version dieses Mädchens: ein zynisches Selbst, das an nichts mehr glaubte. Sie schrieb nun eigenhändig mit dem Bleistift unter jeden einzelnen Eintrag, welches Schicksal jenen Schülerinnen zuteilgeworden war, die einst so vertrauensvoll in die Zukunft geblickt hatten. Bei einigen stand einfach nur *verheiratet* oder *emigriert*, oder es gab oberflächliche Angaben zu den Gründen für das Ende der Freundschaft und auch oft ebenso schwerwiegende wie lapidare Urteile (*sie ist falsch, heuchlerisch, eine Tratschtante, zuverlässig*).

Zwischen lauter Kätzchen, Häuschen mit baumbestandenen Straßen und Stiefmütterchen-Blüten war mir jedoch besonders ein Ausdruck ins Auge gefallen, den sie unter die Unterschrift einer Klassenkameradin geschrieben hatte. Ein eiskaltes Urteil, so unerwartet wie ein Messerstich: *verrückt geworden*. Dieses Mädchen, Elsa, hatte seine Familie im Lager verloren und es danach nicht geschafft, in ein normales Leben zurückzufinden. Eines Tages, erzählte meine Mutter, *ist sie über die Straße gegangen und nicht mehr nach Hause gekommen*. Sie war verschwunden. Ich weiß nicht, ob das eine kryptisch beschönigende Art war, auf ihren Selbstmord hinzuweisen. Natürlich hatte ich nie den Mut, meine Mutter danach zu fragen. Noch jahrelang war diese Freundin aus dem Poesiealbum, dieses herumwandernde Gespenst, das die Grenze zwischen Schmerz und Wahnsinn überschritten hatte, durch meine Fantasien gegeistert, ohne Ruhe zu finden.

Jedenfalls waren da nun zwischen den Sachen meiner Großmutter, gut versteckt unter einem Stapel Handtücher, diese Briefe aufgetaucht. Ich kann mich nicht an vieles erinnern, weil ich vermutlich einen heftigen Schock erlitten habe, der meine Gedanken und mein Gehirn außer Gefecht setzte. Eine Art kurzzeitige Dummheit. Eine Adrenalinspritze, die Herzschlag und Atem aussetzen ließ. Man nennt das auch Dissoziation. Dein Körper ist da, aber du bist nicht wirklich dabei. Du siehst dich von oben. Eine Erfahrung, die dich lähmt, dich verlangsamt wie das Gift einer Schlange.

Ich begriff sofort, dass diese Briefe nicht meiner Großmutter gehörten. Sie war nur die Vermittlerin gewesen und hatte sie wohl bei sich im Haus aufbewahrt, weil dieser Ort anscheinend als sicher galt. Adressiert waren sie an meine Mutter. Darin war die Rede von mir. Mein Name tauchte mehrmals auf, ja ich würde sagen, er war einfach überall. Ich erinnere mich an einen Satz: *Glaubst du, das ist das Richtige für Laura?* Ich weiß nicht, ob deine Unterschrift darunter war und wie die Handschrift aussah, auch das Datum habe ich nicht gesehen. Die Tinte war blau, oder? Ich

erinnere mich nicht daran, denn bevor ich den Inhalt lesen und die Sache vertiefen konnte, kam meine Mutter wie eine Furie hereingestürmt und riss mir die Briefe aus der Hand. Sie packte sie alle und zerfetzte sie voller Zorn, um sie dann in den Mülleimer in der Küche zu werfen. Als ich sie fragte, warum denn ich darin vorkam, und wer das alles geschrieben hatte, sagte sie sofort, sie wolle nicht darüber diskutieren. Es gehe ihr nicht gut. Ihr Mann sei im Nebenzimmer, und ich solle sofort aufhören, sie zu plagen, sonst würde sie einen Herzinfarkt bekommen. Wollte ich etwa schuld sein, dass sie starb? Dann solle ich sie in Frieden lassen. Es sei jetzt nicht der Moment.

Ich erinnere mich nur noch ganz vage an die Ereignisse, die darauf folgten. Ich weiß nur noch, dass ich im Mülleimer nach den Briefen wühlte, um sie wieder zusammzusetzen und ihren Inhalt zu rekonstruieren, aber sie waren verschwunden. Danach sprachen wir nicht mehr darüber.

Das war die erste Verdrängung.

Warum habe ich ihr in den folgenden Tagen und Monaten keine Fragen mehr gestellt? Es kann ja wohl nicht sein, dass ich ein so merkwürdiges und beunruhigendes Ereignis vergessen hatte? Lange habe ich nach einer Erklärung gesucht. Ich war jung, und in meinem Leben passierten momentan so viele Dinge, die mich vorwärts drängten, in Richtung Zukunft. Gerade hatte ich meine Ausbildung an der Akademie für Schauspielkunst in Rom abgebrochen, eine Erfahrung mit einem bösen Ende: Ich wurde wegen Disziplinlosigkeit hinausgeworfen, weil ich in einem Brandbrief die fragwürdigen Methoden eines alten Schauspielers enthüllt hatte, eines grausamen Mannes, der in meinem Jahrgang schlimme Dynamiken und eine derartige Atmosphäre von Konkurrenzkampf und Quälerei erzeugt hatte, dass eine Studentin davon in die Anorexie gedrängt wurde. Meine Eltern hatten den Verweis nicht sehr gut aufgenommen; nicht nur hatten sie

mich gegen die ungerechte Maßnahme weder verteidigt noch unterstützt, sondern sie hatten sogar dem Direktor am Telefon vorgejammert und ihn angefleht, mich wieder aufzunehmen und mir zu verzeihen. Ich reagierte auf den Rauswurf und auf ihren Verrat, indem ich mich in Arbeit stürzte, um der Familie zu zeigen, dass mein Leben ganz großartig verlief und ich, um Theater zu spielen, kein Abschlussdiplom irgendeiner Schule benötigte, von der ich nichts hielt. Aber klar ist auch, dass ich mich schuldig fühlte, denn immerhin hatten sie mich drei Jahre lang in Rom finanziell unterstützt (was sie mir permanent vorhielten, obwohl ich gerade mein Studium der Literaturwissenschaft mit voller Punktzahl abgeschlossen und meine Studiengebühren dank eines Stipendiums selbst beglichen hatte). So war ich gewiss nicht in der Position, das Gleichgewicht meiner Mutter, welches ohnehin schon immer als fragil galt, erneut mit hinterhältigen Fragen zu erschüttern, die einen Anschlag auf ihr Herz und ihre Gesundheit darstellten. Ich hatte ja *schon genug Schaden angerichtet*, wie sie mir immer wieder gerne vorwarfen. Daher wurde diese Episode schnell ad acta gelegt und von anderen, konkreten Problemen überlagert, die meine Unabhängigkeit im Finanziellen und im Allgemeinen betrafen. Umso mehr, als ich damals noch keinen wirklichen Verdacht geschöpft hatte. Ich glaubte wohl einfach, die ganze Geheimniskrämerei habe mit einem Jugendfreund aus ihrer Vergangenheit zu tun, vielleicht einem ehemaligen Geliebten, der ihr noch schrieb; das hielt ich alles in allem nicht einmal für besonders abwegig oder gar falsch, ich verurteilte sie überhaupt nicht. Du weißt ja, die Ehe meiner Eltern war immer sehr unglücklich gewesen. Seit ich klein war, hatte meine Mutter mir lang und breit und sehr blumig von ihren Liebschaften vor der Heirat erzählt, vor allem von den jugendlichen Flirts mit bezaubernden amerikanischen Soldaten oder mit Angehörigen der jüdischen Brigade, die sie nach der Befreiung kennengelernt und denen sie auch später noch geschrieben hatte. Aber die Briefe, die ich gefunden hatte, waren

nicht auf Englisch, sondern auf Italienisch. Die konnte weder der romantische Leutnant Roy mit seinem Pilotenschnurrbartchen geschickt haben, noch der schroffe Ariè, mit dem meine Mutter 1949 in Israel zusammen gewesen war, um ihn dann wegen ihres künftigen Ehemannes zu verlassen.

Vollständig verdrängt habe ich die wichtigste und offensichtlichste Tatsache: Diese mit blauer Tinte geschriebenen Briefe sprachen von mir, mein Name stand darin. Auf jeden Fall verschloss ich sie – aus Zerstreutheit oder aus Angst, weil ich sie unbewusst aus meinen Gedanken verbannen und mich nicht näher mit ihnen beschäftigen wollte – in einer Schublade meines persönlichen Erinnerungsgebäudes, zusammen mit ihrem geheimnisvollen Inhalt.

So funktioniert sie, die Verdrängung. Es scheint, als wäre alles in Ordnung, aber du weißt, dass das nicht stimmt. Da ist noch etwas steckengeblieben, wie wenn dir ein nicht ganz heruntergeschluckter Brotkrümel ständig am Gaumen kratzt oder eine Fischgräte zwischen deinen Zähnen klemmt. Du kannst nicht mehr feststellen, ob es tatsächlich ein Fremdkörper ist oder nur ein Gefühl.

Irgendetwas hatte sich ganz tief unten abgelagert, aber ich wusste weder den genauen Ort, noch, um was es sich handelte. Vielleicht war es wegen dieses andauernden Gefühls von Unbehagen, dass ich um das Jahr 1999 herum in einem Gespräch mit meinem Bruder das Thema meines *Vielleicht-Vaters* wieder anschnitt. Das war kein Zufall. Mein Bruder und ich haben zwei Dinge gemeinsam: Beide schreiben wir, und beide sind wir nicht gut im Lügen, sondern neigen dazu, die Wahrheit zu sagen. Beide wurden wir von unseren Eltern als problematische Kinder betrachtet, die man besser zum Schweigen brachte. Wir waren sensibel und gefühlsbetont und daher instabil und unkontrollierbar. In seinem Fall, da er ein Junge war, brachte seine auffällige Emotionalität einen zusätzlichen Missklang hervor:

Er verstieß gegen alle Erwartungen, eine einzige Enttäuschung. Meine Mutter mochte meinen Bruder nicht. Er entsprach keinem vertrauten Standard-Modell von Männlichkeit. Wenn er von der Schule nach Hause kam, zwang sie ihn ins Arbeitszimmer seines Vaters, um sich endlose Beschimpfungen abzuholen, weil seine Noten nicht gut genug waren oder er sich schlecht benommen hatte – wir wissen bis heute nicht, welche Kriterien da zugrunde gelegt wurden. Und jedes Mal lief es auf dieselbe allumfassende Drohung hinaus: Wir schicken dich ins Internat. Er reagierte auf die Anspannung, auf die Tatsache, dass er eine dysfunktionale und unglückliche Familie hatte, indem er sich die Innenseiten der Handgelenke mit Rasierklingen ritzte, stundenlang reglos auf dem Bett lag oder unverständliche Gedichte schrieb. Meine Eltern hatten beschlossen, dass alle ihre Probleme in seiner Person zusammenliefen, er war auf eine Art ihr Sündenbock. Als er älter wurde, verwarfen sie die Idee vom Internat und ersetzten sie durch die Psychiatrie. Die angebliche Krankheit meines Bruders wurde als ehrenrührig betrachtet, als etwas, das man verbergen und wovon man beizeiten Abstand nehmen musste. Sie versahen seine Sensibilität mit dem Etikett „Nervenzusammenbruch“ und ließen ihn in psychiatrische Kliniken einliefern und mit Elektroschocks behandeln. Ich habe auch von anderen Leuten gehört, mit denen in den Sechzigerjahren genauso verfahren wurde. Man muss dazusagen, dass dies damals ein ziemlich beliebter und gebräuchlicher Behandlungsansatz bei Depressionen war. Meinen Eltern hatte es ein Onkel nahegelegt, der Arzt war und glaubwürdig versicherte, es handele sich um eine effektive Methode, *die sogar in Amerika verbreitet ist*. Im Land der Hinrichtungen und des elektrischen Stuhls, damit wir uns richtig verstehen.

Als mein Bruder zum ersten Mal in eine Anstalt eingeliefert wurde, begleitete ihn meine Mutter. Sie führte ihn bis ins Innere der Klinik, die auch noch den unheilvollen Namen Poggio Sereno, Heiterer Hügel, trug – und ließ ihn samt seinem Koffer einfach

dort stehen, mitten im Speisesaal, umgeben von halbnackten oder mit Krankenhaus Kitteln bekleideten Geisteskranken, die auf den Gängen hin und her liefen und sinnlose Sätze schrien. Genau so: Sie trat den Rückzug an und fuhr davon, als hätte sie ein Paket abgegeben und damit ihre Aufgabe erfüllt. Aber einen schönen seidenen Morgenmantel hatte sie ihm gekauft, der wirklich elegant war, damit man nicht glaubte, seine Familie würde ihn vernachlässigen. Wahrscheinlich hat sie ihm vor ihrem Abgang auch noch eingeschärft, sich auch ja gut zu benehmen.

Mein Bruder war sechzehn.

Du ahnst nicht, wie weh es mir tut, diese Worte aufzuschreiben. Es tut mir leid, aber das musst du ab sofort wissen: Die Frau, die wir so geliebt haben, sie war auch *dieses*.

An jenem Tag des Jahres 1999 trafen mein Bruder und ich uns zum Mittagessen in einem Café in der Innenstadt, und er teilte mir in aller Gemütsruhe mit, er habe schon immer gedacht, ich sei kein eheliches Kind. Wie gesagt, die Vermutung hatte meine Mutter bereits selbst ins Spiel gebracht. Im Nachhinein könnte ich hinzufügen: mit einem unglaublichen Sadismus. Sie redete immer wieder davon, und jedes Mal war ich verzweifelt. Ich wünschte mir glühend, dass Mauro, der Mann, der mich wie ein Vater großgezogen hatte, mich lieben sollte, und diese ohnehin problematische Beziehung vollständig in Zweifel zu ziehen, stürzte mich in Angst und Mutlosigkeit. Wenn das Spiel dann zu intensiv wurde, zu beängstigend oder zu gefährlich, da ich womöglich hätte in Tränen ausbrechen, Erklärungen einfordern und sie auffliegen lassen können, dann beeilte sie sich, mich zu beruhigen: Das stimme natürlich gar nicht, sie habe nur Witze gemacht.

Aber mein Bruder berichtete mir auch von einem Schlüsselereignis, das seine Überzeugung stützte: Im Juni 1965 war meine Mutter plötzlich weg gewesen, sie hatte die Familie für einen Monat alleingelassen. Sie war nach Umbrien gefahren, nach

Assisi, offiziell um ihre Nerven zu kurieren. Es gab durchaus konkrete Gründe für ihren Zusammenbruch: Mit achtunddreißig Jahren hatte sie drei kleine Kinder, die sie faktisch alleine erzog; von ihrem Ehemann wurde sie geschlagen und betrogen. Die Rechnung geht auf, erklärte mein Bruder mit unanfechtbarer Logik und biss in sein Thunfisch-Tramezzino, befriedigt darüber, der Erste zu sein, der mir etwas enthüllte, was mir immer verborgen gewesen war. Ich kam im März 1966 zur Welt, exakt neun Monate danach. Ich sehe Mauro nicht ähnlich, abgesehen von den hellen Augen, (die ich offensichtlich von meiner Großmutter mütterlicherseits geerbt habe, und die für meine Mutter die Rettung gewesen sein müssen, ein sichtbarer Beweis göttlicher Hilfe, ein Zeichen, dass der Himmel ihr entgegenkam und sie von ihrem Ehebruch entlastete). Meine ganze Kindheit lang war ich umgeben von Nicht-Gesagtem: Getuschel auf dem Flur, Blicke, Halbsätze, kleine Boshaftigkeiten, die sich in meinem Unterbewusstsein ablagerten und mir das Gefühl gaben, dass da tatsächlich irgendein Geheimnis war, das mich betraf. Der Mann, der mich wie ein Vater großgezogen hat, war immer schrecklich eifersüchtig auf mich, auf die exklusive Beziehung, die ich zu meiner Mutter hatte: Er behauptete oft, ich sei nur *ihre* Tochter, und meinte damit, dass er keine väterlichen Gefühle für mich empfand. Aber eigentlich glaube ich, er hat nie wirklich die Möglichkeit eines Betrugs in Betracht gezogen, jedenfalls nicht bewusst. Er war sehr streng und rachsüchtig. Wäre ihm auch nur der leiseste Zweifel gekommen, dann hätte er uns fortgeschickt, verstoßen oder wahrscheinlich sogar umgebracht.

Aber auch Tiere haben einen angeborenen Instinkt, eine animalische Sensibilität. Sie schnüffeln, erkennen Gerüche, nehmen Blutsbande wahr.

Er hat körperlich gespürt, dass ich nicht von ihm war.

Nach diesem Gespräch mit meinem Bruder verlangte ich eine Erklärung von meiner Mutter, aber sie wurde wieder zornig und

schloss sich in ihr gewohntes defensives Schweigen ein. Wie ich denn auf die Idee käme, *diesem Idioten* Vertrauen schenken zu können? Er sei doch verrückt, *komm schon, das weißt du doch!* Er habe sich das alles nur ausgedacht. Ich durchlebte daraufhin erneut eine schwierige Phase. Ich war in einen Typ verliebt, der sich immer entzog, mal wollte er mit mir zusammen sein, mal verließ er mich. Ich hatte mich auf die Regie eines wahnsinnig komplizierten Theaterstücks über die Shoah eingelassen, bei dem ich dreizehn männliche Schauspieler dirigieren musste, die mich gefühlsmäßig massakrierten. Das Ergebnis war ein totaler Flop gewesen, eine Schlappe für meine ehrgeizigen Erwartungen und mein Allmachtsgefühl, wie man es mit dreißig eben hat. Ich hatte körperliche und geistige Energie dafür aufgewendet, und nicht nur das. Ich hatte mich noch dazu so sehr verschuldet, dass ich jahrelang in zwei Jobs gleichzeitig arbeiten musste, um wieder in die schwarzen Zahlen zu kommen. Ich weiß nicht, ob es wegen all dieser Dinge war, wegen der Belastungen dieser Phase und der angehäuften Anspannung, dass bei mir eine Sicherung durchgebrannt ist.

Eines Tages kam ich nach Hause und schluckte ein Fläschchen Pillen.

Ich wohnte allein; die Nachbarn riefen den Rettungsdienst, und man brachte mich ins Krankenhaus zur Magenspülung. Manchmal kann es gefährlich sein, an einem Gleichgewicht zu rütteln. Dieses Mal war der ganze Schmerz auf einmal gekommen, wie wenn ein Motor nach langer Zeit zum ersten Mal wieder zündet. Wie wenn in einem Actionfilm das designierte Opfer, üblicherweise eine Nebenfigur, in einem Raum voller Gas unvorsichtig den Lichtschalter betätigt. Für das Publikum ist das ein beinahe komischer Moment, so wie wenn man jemanden auf einer Bananenschale ausrutschen sieht: Alle rechnen damit, bis auf den Unglücksraben. Eine plötzliche, aber nicht unerwartete Explosion.

Von den Pillen hat nie jemand etwas erfahren.

Ein paar Jahre später änderte sich mein Leben erneut. Mauro starb an einem Tumor, und ich erbt meinen Anteil. Das versetzte mich in die Lage, meine beiden Jobs aufzugeben und ein Mindestmaß an ökonomischem Gleichgewicht wiederzufinden. Dann wurde ich schwanger. Ich heiratete den Kindsvater, wir wurden gemeinsam erwachsen und gründeten eine Familie. Ich bekam einen Krebs, der als bösartig diagnostiziert wurde, sich dann als gutartig herausstellte, mich aber trotzdem mit einer schrecklichen Angst zurückließ. So ging mein Leben weiter, und es passierte immer wieder etwas Neues, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wieder räumte ich anderen Dingen Vorrang ein. Das Geheimnis sank wieder zurück auf den schlammigen Grund des Sees, den ich in mir trug, tief unten im Magen. An diesen düsteren und stillen Ort, wo die Überreste weiterer alter gesunkener Schiffe lagerten. Und auch die schon erwähnten Briefe, wie eine alte, unleserlich gewordene Flaschenpost in trübem Glas, die nie an irgendeinem Strand anlanden wird.

Schließlich kam es dann zu dem Eingeständnis, kurz vor dem Ende, als meine Mutter beschloss, an der Abzweigung zwischen Leben und Tod das Lügen sein zu lassen. Das war die letzte Verdrängung, die ich jetzt aufbreche, indem ich dieses Buch schreibe. Mit ihrer kurzzeitigen Aufrichtigkeit war in der Tat auch eine Verpflichtung zur Geheimhaltung einhergegangen: Ich stimmte einer Vereinbarung zu, in der ich versprach, private Vertraulichkeit einzuhalten und ihrem Wunsch nach Vergessen nachzukommen. Dieser zuwiderzuhandeln, hätte bedeutet, ein bedrohliches Tabu zu brechen. Es hätte bedeutet, sie umzubringen, sie zu verlieren, nicht mehr als ihre Tochter betrachtet zu werden. Den Tatbestand zu enthüllen, ihn öffentlich zu machen und das außereheliche Verhältnis zuzugeben, wäre für sie zu kompliziert gewesen, es hätte Konsequenzen gehabt, eine Bürde aus Scham und Verurteilung, die sie nicht ertragen hätte. So gab

ich mich mit den wenigen Informationen zufrieden, die sie mir zugestand, und danach haben wir nicht mehr darüber gesprochen. So als hätten wir es beide vergessen. So als wäre es ganz natürlich, von der Frage nach meinem echten biologischen Vater direkt dazu überzugehen, was es zum Abendessen geben sollte.

Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, erscheint mir das absurd. Wie konnte sie nur erwarten, dass ich angesichts ihrer Beichte nicht jedes einzelne Detail würde wissen wollen? Das habe ich mich oft gefragt, und ich habe mir auch eine Antwort gegeben. Auch wenn du mein Vater warst, so bliebst du doch ganz allein ihr Besitz, der in ihrem Inneren weiterlebte, geschützt vor mir und meiner Neugier. Dorthin, in ihr Herz oder in ihre Neurose, konnte ich nicht gelangen; so hat sie die Erinnerung an dich als Lebenden mit ins Grab genommen und mir nur Abwesenheit und Leere zurückgelassen. Ich gebe es nur ungern zu, aber mit meinen zweiundvierzig Jahren – so alt war ich, als meine Mutter starb – war ich noch immer von ihr abhängig. Und das, obwohl ich eine lange und solide Therapie gemacht hatte, mit deren Hilfe es mir eigentlich hätte gelingen müssen, die Beziehung zu ihr aufzuarbeiten und autonom zu werden, also die Mutter aufzuessen und wieder auszuspucken, um es mit Freud zu sagen.

In den folgenden Wochen und Monaten benahm ich mich wie eine unterwürfige Tochter. Ich verbrachte alle Vormittage bei ihr, um sie zu waschen, ihr die Medikamente zu geben und sie zu füttern. Im Verlauf ihrer Krankheit beobachtete ich, wie sie sich immer mehr in sich selbst zurückzog, in eine stumme und zornige Taubheit, eine Art pulsierende Teilnahmslosigkeit, wie ein verpupptes Insekt in Erwartung einer erneuten Mutation. Bis ich eines Tages feststellte, dass das dort in ihrem Bett nicht mehr sie war. An ihrer statt lag dort irgendein beliebiger Körper, eine fremde Person, die nur aus geblähtem Bauch und Dekubitus-Wunden bestand: der Körper eines vergessenen prähistorischen Tieres, das zusammengekrümmt auf der Seite liegend Schmerzen und Klagen herausbrüllte. Und vor allem wurde mir

klar, dass sich dieses verwundete Tier nicht für mich interessierte, denn es war ihm völlig gleich, ob ich mich um es kümmerte oder eine Pflegeperson.

Sie hatte mich abserviert, mich aus ihrem Horizont herausgeschnitten. Von einem Augenblick zum nächsten war sie für immer verschwunden, ohne einen Dank oder einen Abschiedsgruß.

An ihren Tod habe ich nur undeutliche Erinnerungen.

Die ukrainische Betreuerin, die in einer Ecke vor sich hin schluchzte und befürchtete, einen schrecklichen Fehler begangen zu haben. Meine Mutter hatte in der Nacht mehrfach verlangt, mit ihren Kindern zu telefonieren, aber da die Frau uns nicht stören wollte, hatte sie es als Laune abgetan und ihrem Wunsch nicht nachgegeben. So ist sie ohne uns gestorben, allein.

Die Amtsärztin, die die ganze Zeit weiter mit der Toten redete und sie *mein Schatz* nannte, als wäre sie noch ein lebendiger Mensch, den Leichnam aber gleichzeitig ohne jegliche Behutsamkeit und Rücksichtnahme anpackte und hin und her drehte. Ich glaube, ich habe sie zum Teufel geschickt, sie also faktisch vor die Tür gesetzt. Meine Schwestern befreiten sich von mir und meinem unangebrachten Jähzorn, indem sie mich losschickten, um irgendwelchen juristischen Papierkram zu erledigen.

Die Leute vom Bestattungsunternehmen Ofisa, die den Sarg brachten, welchen ich ausgesucht hatte und der mir auf einmal armselig und unpassend vorkam. Sie bockten ihn im Esszimmer auf, vor der Tür zu meinem ehemaligen Kinderzimmer. Zu beiden Seiten wurden Kerzen angezündet.

Mein Mann, der mit der Totenwache begann, die einen ganzen Tag dauern sollte; er las Gebete und Psalmen und lud sich ganz alleine die Last des jüdischen Ritus auf. „Und er wird seinen Engeln befehlen, dich zu beschützen, wohin du auch gehst...“ Auch ich hätte gerne ein Gebet gesprochen oder mit ihr geredet, sobald ich mit ihr alleine war. Ihr gesagt, dass es mir schlecht ging, mich von ihr verabschiedet und ihr versichert, dass sie für immer in meinem Herzen bleiben würde. Oder sie gebeten, mir

Platz zu machen, und mich neben ihr zusammenzurollen, so wie damals, als ich klein war und zu ihr ins Bett schlüpfte, wenn ich nicht schlafen konnte. Aber was ich tatsächlich fertigbrachte zu sagen oder zu tun, war genau: nichts. Ich hatte meine Trauer derart in einem vorgespielten Zynismus eingeschlossen, dass ich beim Begräbnis nicht einmal weinen konnte. Später, bei anderen Gelegenheiten, habe ich durchaus geweint: beim Tod von Freunden, bei Filmen und Werbung, um meine Katze, sogar um eine vertrocknete Zimmerpflanze. Aber ihr habe ich die Wohltat der Tränen nicht zugestanden.

In den folgenden Monaten bestand ich darauf, ihre Wohnung zu verkaufen, unter dem Vorwand, ich bräuchte Geld, um meine eigene zu renovieren: das alte Zuhause für das neue, die Symbolik ist kein Zufall. Aber in Wirklichkeit wollte ich die Vergangenheit loswerden und vor allem die beunruhigende Enthüllung. Im Grunde war es meine Mutter selbst, die mir beigebracht hatte, dass man sich ohne Konsequenzen kompromittierender Beweise und Geheimnisse entledigen konnte, indem man alles einfach in den Müll warf. Ich tat genau das Gegenteil dessen, was ich meinen Schreischülern immer als das Geheimnis eines gelungenen Plots gepredigt hatte. Ich verdrängte den Konflikt, ich vermied ihn, denn ihn anzugehen, hätte bedeutet, eine mörderische, unkontrollierte Wut entweichen zu lassen.

Als meine Schwestern vor dem Verkauf die Wohnung ausräumten, war ich nicht dabei. Ich konnte nicht an der Auflösung mitwirken, ich habe keine Kartons gepackt und keine Kommentare, Anekdoten und Erinnerungen mit ihnen geteilt. Ich sagte: Werft alles weg, und dann war ich überrascht, dass sie es wirklich taten.

Aufgehoben habe ich nur eine alte gefütterte Wollstrickjacke, die jetzt noch im Schrank neben meinen Kleidern hängt. Darin ist noch ein entfernter Rest ihres Geruchs wahrnehmbar, vermischt mit dem von Mottenkugeln, und sogar ein paar ihrer Haare hängen noch daran. Das ist alles, was mir von ihr geblie-

ben ist. Eine abgetragene Strickjacke und dieses Geständnis, das mich für immer verändert hat.

In den folgenden Jahren tauchte der für mein Empfinden nicht wirklich bestattete Körper meiner Mutter zusammen mit dem bleiernem Schweigen über deine Existenz von Zeit zu Zeit, und immer ganz plötzlich, wieder auf. Ein dumpfer Schmerz, immer an derselben Stelle nahe der Leber. Eine lähmende Angst, die mir allmählich die Brust zusammenpresste, um dann loszugaloppieren, mich zu bedrängen und mir den Atem abzuschneiden. Ich nahm Xanax. Am Anfang nur wenige Tropfen zum Einschlafen, wie es mir der Hausarzt verschrieben hatte, dem ich natürlich nur gesagt hatte, ich litte an Schlaflosigkeit. Er war freundlich gewesen und hatte mich beruhigt: Seien Sie unbesorgt, Xanax macht nicht abhängig. Er hatte mir sogar augenzwinkernd gestanden, er selbst trüfete sich abends fünf Tropfen unter die Zunge, um den Stress seines Berufes abzuwehren. Mit der Zeit begriff ich, dass er gelogen hatte. Xanax macht sehr wohl abhängig. Zu den abendlichen fünf Tropfen kam rasch noch einmal dieselbe Dosis am Nachmittag und dazu wiederum gelegentliches Einnehmen, jedes Mal, wenn das Unwohlsein auftauchte und mir der Atem stockte. Ich nahm es, um nicht zu stören (wie es mir jemand unfreundlicherweise geraten hatte: Ich solle doch lieber einen Angstlöser nehmen als mich gegenüber meinen Familienmitgliedern traurig und depressiv zu zeigen, die hätten wirklich an Wichtigeres zu denken). Acht, zehn, fünfzehn, zwanzig Tropfen auf einmal. Um den Erwartungen zu genügen: eine gute Mutter zu sein, eine gute Partnerin, eine gute Autorin, eine gute Dozentin. Aber Einsamkeit und Leere fraßen mich auf. Ich war wieder zu dem unsichtbaren kleinen Mädchen aus der Kindheit geworden, das in meinem Kopf weiterlebte, zusammengekauert auf dem kalten Fußboden.

Trotzdem schaffte ich es, rein äußerlich ein scheinbar normales Leben zu führen, sogar mit ein paar schönen beruflichen Erfolgen. Meine Kreativität war nicht erloschen, im Gegenteil,

ich habe in dieser Zeit sehr viel hervorgebracht, zu maximal weit auseinanderliegenden Themen. Artikel, Theateradaptionen, Monologe, Erzählungen. Ich nannte das *mein Schreiben unter Xanax*. Vielleicht hatte das seine Grenzen, aber es erlaubte mir, logisch zu denken und mich nicht von der ständigen Angst zerstören zu lassen, die unter meiner Haut zirkulierte.

Dann, während einer Reise nach Chile, die ich eher zufällig unternommen hatte, um der Premiere eines von mir geschriebenen Theaterstücks in Santiago beizuwohnen, stieß ich auf weitere Fragmente von Familiengeschichte – jenes Teils der Familie, der zur Zeit der Rassengesetze emigriert war. Ich tauchte ein in diese Erinnerungen, die ihrerseits von Ungesagtem, von Abwesenheiten gezeichnet waren. Sehr lange habe ich darüber geschrieben, mit absoluter Hingabe, bis ein Theaterstück und ein Roman daraus entstanden. Protagonisten waren die Kusine meiner Mutter und deren Sohn, den das chilenische Regime umgebracht hat. So vergingen zehn Jahre in einem Zustand völligen Abgetauchts-eins, der sich in diesen Texten verdichtete – vielleicht damit ich nicht das echte Geheimnis angehen musste, das mich quälte und von dem ich wegen der von mir eingegangenen Übereinkunft niemandem erzählen konnte. Als das Buch herauskam und von Publikum und Kritik mit einem gewissen Wohlwollen aufgenommen wurde, schaffte ich es nicht einmal, den Erfolg vollständig zu genießen, denn ich war überzeugt, Zeit vertan zu haben: mit der Jagd nach dem falschen Gespenst.

Jetzt im Nachhinein glaube ich jedoch, dass dem nicht so war. Ich hatte mich auf die Darstellung einer schmerzreichen Mutter konzentrieren wollen, um in mir selbst eine positive Idee von Mutterschaft neu zu erschaffen: als Fähigkeit, über sich selbst hinaus zu lieben, bis aufs Blut. Das war Teil meiner Trauerarbeit.

Ich dachte wieder an den verhängten Spiegel zurück und begriff, dass ich das Bedürfnis verspürt hatte, diese Geschichte mit mir selbst zu klären, bevor ich mich ihr stellen und ihr eine Struktur geben konnte.

Dann hatte ich einen aufschlussreichen Traum und begriff, dass ich endlich bereit war.

Es ging um Guido Ceronetti.

Ich lernte Guido 1987 kennen, genau in dem Jahr, in dem – wie ich erst später erfuhr – du, mein *Vielleicht*-Vater, gestorben bist. Ich war einundzwanzig, wollte Schauspielerin werden, und man sagte mir, ein Regisseur, der auch ein bekannter Schriftsteller war, suche eine junge Frau für sein Marionettentheater. Ich wusste, dass es sich um ein kleines, etwas spezielles Theater handelte, das von Guido und seiner Frau Erica in ihrem römischen Haus gegründet worden war und von allen zeitgenössischen Intellektuellen frequentiert wurde. Ich hatte keine Adresse, an die ich mich wenden konnte, daher schrieb ich nur seinen Vor- und Nachnamen auf ein Kuvert und den Ort Cetona, von dem ich wusste, dass er dorthin gezogen war, und dann wartete ich ab, ein bisschen wie die beiden vertrauensvollen Kinder am Anfang von *Mary Poppins*. Der Ostwind brachte mir einen geheimnisvollen Antwortbrief mit dem Termin für ein Vorstellungsgespräch, und so fuhr ich hin, um den Regisseur zu treffen. Mein Vorsprechen war ein Desaster: Guido liebte eine Art des Vortrags, die ich hasste: vollständig auf die Macht der Stimme setzend, mehr als auf die Interpretation, die er nur als nutzlosen Psychokram betrachtete. Wir spazierten durch die Landschaft und brüllten Verse aus Kohelet auf Hebräisch, sangen Lieder aus der Französischen Revolution, plünderten Kavafis, Seferis, Machado, animierten die Marionetten erst von Charles Manson bei der Ermordung von Sharon Tate, dann von Picassos *Loco*, sogar von Doktor Rol, dem mit Fellini befreundeten Medium; am Ende, bevor er mich voller Enttäuschung über meine Unfähigkeit nach Florenz zurückschickte, gab er mir als letzten Versuch noch *Que muero porque no muero* von Teresa von Avila in die Hand. Ich war mal mit einem Argentinier zusammen gewesen und las die Verse der Heiligen mit tadelloser spanischer Aussprache. Es war wie

eine religiöse Offenbarung: Ich wurde die offizielle Hispanistin der Truppe. Guido änderte meinen Namen und taufte mich Irina, das ist die schüchternste der drei Tschchow'schen Schwestern, und so wurde ich Teil des *Teatro dei Sensibili*, das kurz davor stand, zu einer langen Tournee durch die Schweiz und Italien aufzubrechen. Das erschien mir als hervorragende Gelegenheit, von zu Hause wegzukommen. Manchmal stritten wir, über viele Dinge waren wir uns nicht einig, aber Guido war für mich der einzige Meister, der dieses Titels würdig war, mein Mentor und über viele Jahre auch mein Brieffreund. Ja, vielleicht war er sogar noch mehr als das, auf eine Art hatte er die Rolle eines intellektuellen Ersatzvaters übernommen. So grob, ignorant und gewalttätig der Mann war, der mich aufgezogen hatte, so fürsorglich, künstlerisch anspruchsvoll und unglaublich großzügig war Guido. Er öffnete mir die Türen zu seiner unendlichen Bildung und brachte mir praktisch alles bei, nicht nur Titel und Autoren, sondern auch Werte, mit denen ich mich respektvoll der Literatur nähern konnte: die Liebe zu den Wörtern, die Strenge des Lernens, die Disziplin und die Demut, die es braucht, um Ergebnisse zu erzielen und besser zu werden. Nach Cetona zu fahren, hieß Schönheit, Ironie, Intelligenz zu atmen, und ich kam von diesen Besuchen stets mit etwas Neuem, Anregendem zurück.

Dann entfernten uns die Umstände unvermeidlich voneinander. Manchmal, wenn er nach Florenz kam, verabredeten wir uns zum Mittagessen im vegetarischen Restaurant, oder ich stellte ihm meinen Futon für sein Mittagsschläfchen zur Verfügung. Es war uns gelungen, einander jeweils einen letzten herzlichen Brief zu schreiben; darin dankte ich ihm dafür, dass es ihn in meinem Leben gegeben hatte. So verabschiedeten wir uns und wussten genau, dass wir einander Lebewohl sagten. Trotzdem: Als ich von seinem Tod erfuhr, der sehr spät, mit einundneunzig Jahren, eingetreten war, fühlte ich mich wie ein verzweifertes Waisenkind und weinte bitterlich einen ganzen Tag lang und auch noch an den folgenden.

Noch heute setze ich mich manchmal hin und lese in den unzähligen Briefen und Postkarten, die er mir im Laufe unserer Bekanntschaft geschrieben hat, und dann bekomme ich Lust, ihn anzurufen und den Klang seiner Stimme mit dem unverwechselbaren Turiner Akzent zu hören, die Irina zu mir sagt und mich bittet, im Bioladen in der Via dei Serragli für ihn einzukaufen.

Aber kommen wir jetzt zu meinem Traum und dazu, warum es wichtig ist, darüber zu reden. Es war ein Vatertraum.

Ich träumte, dass ich noch die Schlüssel zu Guidos Wohnung in Cetona besaß und mich mit meinem Mann und meiner fünfjährigen Tochter dorthin geflüchtet hatte – so alt war sie, als meine Mutter starb. Die Wohnung stimmte nicht genau mit der echten überein, nur einige Bestandteile waren die gleichen – die schrecklich unbequeme Hocktoilette, das Zimmer, das als Speisekammer diente, da Guido keinen Kühlschrank besaß und Obst und Gemüse an der Luft lagerte –, aber vor allem strahlte die Wohnung in meinem Traum dieselbe Wärme aus, die unverwechselbare chaotische und kreative Atmosphäre, welche die Seele dessen widerspiegelte, der darin wohnte: Papiere, überall Stapel von Notizen und Büchern, Aquarellzeichnungen an den Wänden, die handgeschriebene Gedichtverse und Sonette zierten und kommentierten: eine schöne, längliche Handschrift, Duft von Tinte, Seife aus Marseille und grünem Tee. Jedes Ding, jeder Gegenstand war ein Erinnerungsstück und erfüllte mein Herz mit Sehnsucht und Traurigkeit, denn gleichzeitig nahm ich den Verlust all dessen wahr.

Wir alle drei legten uns zum Ausruhen auf ein Doppelbett mit zerwühlten Laken, denn wir waren sehr müde. Da erschien auf einmal eine merkwürdige Figur, ein lächerlich gekleideter Herr, eine Art Pfadfinder im Seniorenalter, der mich in autoritärem Ton fragte, was ich da drinnen zu suchen hätte: Ich sei in eine verlassene Wohnung eingedrungen, deren Eigentümer nicht mehr da war. Instinktiv antwortete ich, ich sei gekommen,

um ein paar Sachen zu holen. *Was für Sachen?* Sachen, die Guido mir vererbt habe, erläuterte ich und versuchte ihm zu erklären, ich sei früher Schauspielerin am *Teatro dei Sensibili* gewesen und hätte ein persönliches und herzliches Verhältnis zum Hausherrn gehabt, deshalb sei ich hier; aber der Mann hörte mir nicht zu, er wirkte zerstreut oder jedenfalls taub für das, was ich zu ihm sagte. „Ah, ich verstehe, du bist also auch eine Pfadfinderin“, behauptete er. „Nein, ich habe ihn gut gekannt“, schrie ich voller Schmerz und Irritation darüber, dass so ein exaltierter Kerl in Uniform mich für eine seiner Anhängerinnen hielt und die wahre Natur meiner Gefühle nicht begriff. Schließlich räumte der verkleidete Typ das Feld und sagte nur noch, ich solle mich beeilen. Ich bat meinen Mann und meine Tochter, die im Zimmer nebenan schliefen, aufzustehen und sich anzuziehen: Es war Zeit, wir mussten gehen. Da bemerkte ich jedoch, dass die Bettlaken, auf denen wir geschlafen hatten, schmutzig waren, befleckt mit dunkelbraunem, zähem Blut. Demselben, das meine Mutter in den letzten Tagen vor ihrem Ableben verloren hatte, und das ich jeden Morgen, wenn ich sie umzog, von ihrem Körper wusch.

Ich warf einen letzten Blick auf die Wohnung, in dem Bewusstsein, dass ich nie wieder würde dorthin zurückkehren können. Ich erinnere mich nicht, ob ich die Tür hinter mir zuzog oder sie offenließ.

Ich hatte diesen Traum während der Monate nach Veröffentlichung meines Buches. Beim Erwachen begriff ich sofort, dass er ohne jeden Zweifel meine Verbindung zu dir betraf. Ich dachte ja ständig an dich, insofern war es mehr als natürlich, dass du in mein Unbewusstes eingetreten warst und es in Besitz genommen hattest. Noch dazu waren einige Elemente sonnenklar, geradezu offenkundig und lehrbuchhaft: die Tatsache, dass du tot warst, dass du nicht mehr in der Wohnung warst, dass ich eine tiefgehende Tochterbeziehung zu dir empfand, die aber von den Außenstehenden – den oberflächlichen Männern mit Pfad-

findermtütze, die nicht imstande waren, mein Leid und meine tiefen Gefühle zu verstehen – nicht formell anerkannt wurde. Aber vor allem hing ein Hauch von Unabwendbarkeit in der Luft. Unsere Beziehung war abgeschlossen und zu Ende, noch bevor sie überhaupt begonnen hatte, und wir würden sie nicht mehr erleben können; ich nahm ihre ganze schmerzhaft Abwesenheit wahr und dass sie noch dazu vom Blut meiner Mutter beschmutzt worden war, die mir nicht erlaubt hatte, dich kennenzulernen.

Den ganzen Tag lang, immer wenn ich an den Traum zurückdachte, verspürte ich widersprüchliche Gemütszustände: Beklemmung, Melancholie, Zorn, Resignation. Genau, es war so, wie dieser gealterte Pfadfinder gesagt hatte. Wer war ich denn, diesen Ort zu bewohnen, der mir nicht gehörte, und eine Verwandtschaftsbeziehung mit dem Toten zu beanspruchen? Das war doch jetzt alles vollkommen sinnlos. Es war zu spät.

Dann erinnerte ich mich an ein bezeichnendes Detail: Im Traum hatte ich die Schlüssel noch. Ich hatte sie benutzt, um einzutreten, sie aber dann nicht liegen gelassen, sondern mitgenommen. So konnte ich noch einmal wiederkommen, um symbolisch *die Sachen* zu holen, die mein Vater mir als Erbe hinterlassen hatte.

Ich assoziierte die Schlüssel mit meinem Schreiben und sagte zu mir selbst, dass vielleicht doch nicht alles verloren war. Ich hatte die Möglichkeit, vielleicht die Fähigkeit, meiner Geschichte eine Interpretation zu geben, zu ihrem Inhalt vorzudringen, indem ich sie erzählte.

Das gab mir neuen Mut, da ich begriff, dass es doch noch einen Weg gab, den ich einschlagen konnte.

Durch das Schreiben hatte ich nun die Gelegenheit, dem Schweigepakt nicht länger zu gehorchen.

Und vor allem, mir zurückzuholen, was mir gehörte.

Das erste Mal habe ich dich auf einem Provinzfriedhof getroffen. Ich hatte mich auf dem Standesamt erkundigt, und es lag eine

Person deines Namens vor, geboren an einem Datum, das mit den Informationen, die ich besaß, eventuell vereinbar war. Ich war mir aber keinesfalls sicher. Im Gegenteil, ich war beinahe überzeugt, dass es sich um eine Namensgleichheit handelte. Womöglich würde ich nur einen Grabstein mit einer allgemeinen Beschriftung vorfinden, Geburts- und Todesdatum, kein anderes Indiz, das mir bestätigen konnte, dass wirklich dein Körper in diesem Grab bestattet war. Ich würde eine dieser rhetorischen Grabinschriften zu lesen bekommen, wie man sie gewöhnlich den Verstorbenen angedeihen lässt, etwa von elf schmerz erfüllten Kindern: „Hier ruht unser innig geliebter Papa“ oder „der geliebte Mann einer untröstlichen Ehefrau“. Eine Ohrfeige für meine Sicherheiten, meine Hoffnungen, wie es eben oft so ist im Leben. Der Friedhof war hässlich und chaotisch, eine Art Provinzhauptstadt der Verstorbenen. Deine Grabstätte befand sich in einem engen Gang, in der zweiten Etage dieses Bienenstocks für Tote. Ich durchquerte ein Labyrinth aus brüchigen Wegen und suchte nach der Nummer, die man dir zugewiesen hatte, in der Nase einen scheußlichen Modergeruch nach verfaulten Blumen. Doch dann machte das Schicksal mir ein unerwartetes Geschenk: ein Foto, den ersten konkreten Beweis für deine Existenz. Du warst der letzte ganz unten. Ich musste mich hinkauern, um das Bild anschauen zu können. Das rote Muttermal auf deinem Gesicht stimmte überein. Lange blieb ich so hocken, um dich genau zu betrachten, unfähig, mich zu bewegen. Die Leute gingen vorbei und sahen mich vor der Grabstätte auf dem Boden sitzen. Einer schüttelte missbilligend den Kopf, andere wandten verlegen den Blick ab.

Du warst also derjenige, du warst mein Vater, *vielleicht*.

Vielleicht, weil ich es nie mit absoluter Sicherheit wissen werde, ein zuverlässiger Test ist unmöglich: Die Protagonisten der Geschichte sind alle seit langem tot.

Vielleicht, weil meine Mutter mich im Grunde auch in dieser Sache belogen haben könnte.

Vielleicht. Ich muss mich mit einem *Vielleicht* zufriedengeben, mit ihrem Wort; es gibt keine Garantien oder wissenschaftlichen Beweise, die die Verwandtschaft zu hundert Prozent bestätigen würden. Ich weiß, wir leben in einer Zeit, in der das Blut auf beunruhigende Weise wieder in Mode gekommen ist, in der man sich in die nationale Identität flüchtet, ja sogar in die Idee einer unbefleckten Reinheit, mit überlegenem Stolz. Das Internet ist voll von Seiten über Abstammung. Nach einer Zeit der allgemeinen Entfremdung von Wurzeln und Bindungen ist Zugehörigkeit wieder *cool* geworden. Dank vorgeblicher DNA-Tests, die oft so viel wert sind wie Horoskope, kannst du in ein Röhrchen spucken, es nach Utah schicken und dann erfahren, ob du ein *italiano vero* bist, wie Cotugno singt, oder nur zur Hälfte, ob du Vorfahren bei den Maya oder in Skandinavien hast und zu welchem Prozentsatz. Manchmal erlebt man da Überraschungen. Am Ende stellt etwa ein Salvini fest, dass er ein halber Maghrebiner ist, oder ein Orbán könnte ein bisschen was vom genetischen Erbe der mitteleuropäischen Juden in sich haben.

„Du könntest die Leichen exhumieren lassen“, schlägt mir meine älteste Schwester aufgeregt vor, die Fan von *Criminal Minds* ist. „Vielleicht reicht ja eine“, dämpft die andere, etwas gemäßigtere, ihren Enthusiasmus.

Aber ist das am Ende überhaupt wichtig? Ich weiß, dass du mich dein Leben lang als deine geheime Tochter betrachtet hast. Seit dem Geständnis meiner Mutter haben sich unsere Leben unauflöslich miteinander verknüpft, und das wären sie ohnehin, selbst unter der Annahme – die ich mittlerweile als längst überholt bezeichnen muss angesichts der Fakten, die in der Folge herausgekommen sind –, dass es gar keine echten Blutsbande zwischen uns gibt. Es wird kein Bluttest sein und keine Speichelprobe im Stil eines Fernsehkrimis, die unsere Beziehung definieren.

Eines ist sicher. Als ich dich auf dem Friedhofsfoto sah, wurde mir sofort klar, dass es für mich kein Zurück gab, ich musste

bis ans Ende gehen. Du hattest angefangen, ein körperliches Aussehen anzunehmen, ein Geburts- und ein Todesdatum bekommen, einen Namen und auch einen Nachnamen. Diesen schrieb ich hundertmal auf ein weißes Blatt, wie ein verliebtes junges Mädchen.

Ich muss zugeben, am Anfang war ich sehr ambivalent, was die Idee dieses Buches betraf. Einerseits verspürte ich einen tiefen Wunsch, von dir zu sprechen, aber andererseits fühlte ich mich dazu nicht autorisiert. Auch erschien es mir pathetisch und fragwürdig, dich zu duzen, denn das bedeutete, eine imaginäre Intimität in einer Gefühlsbeziehung zu suchen, die es in der realen Welt nie gegeben hatte. Zu fingieren, du seist eine wichtige Gestalt in meinem Leben gewesen, ließ mich zerbrechlich erscheinen, ein lächerliches, zitterndes Kind. Ich verurteilte mich selbst. Fünfzig ist ein bisschen zu alt, um nach dem Papa zu rufen, sagte ich zu mir selbst. Ich las durch, was ich schon geschrieben hatte, und empfand eine Art Abscheu. Es fühlte sich anmaßend an. Nein, ich hatte kein Recht, dich zur Hauptfigur einer meiner Erzählungen zu machen. Und was für einer Erzählung überhaupt? Die konnte doch nichts anderes als armselig sein. Ich hatte ja nur ein paar verzerrte Fakten. Keine Gesten, keine Vorlieben, keine Sätze, keine Gewohnheiten, von denen ich berichten konnte. Ich erzählte über eine Leere, eine gewaltsame Abwesenheit, ein verhasstes Loch. Noch dazu kam es mir manchmal so vor, als würde ich einen Diebstahl begehen. Du gehörtest zum Mythos meiner Mutter. Sie hatte dich mitgenommen in ihr Dunkel, und dort konnte ich dich nun nicht mehr erreichen.

Dann habe ich begriffen. Es war nicht wichtig, dass meine Erzählung perfekt wurde, makellos und zusammenhängend, sondern dass ich den Versuch machte, ihr Form und Bedeutung zu verleihen. Vielleicht lag das Interesse gar nicht so sehr in der akkuraten Rekonstruktion einer Geschichte, wie man sie alles in allem schon in genügend Literatur aus dem 19. Jahrhundert gelesen hat, sondern genau in der Tatsache, dass das Erzählen

stockend voranschritt, dass es sich als Mosaik aus Entscheidungen zeigte, als Puzzle, dessen Teile nicht zueinander passten, so wie es die persönliche Identität im Grunde immer sein wird. Ist nicht vielleicht gerade das die Anstrengung, die wir auf dem schwierigen Weg der Selbsterkenntnis unternehmen müssen? Auswählen und aus dem Brunnen der Vergangenheit, aus den familiären Beziehungen das Erbe retten, das für die Zukunft nützlich sein kann, und dann Grenzen setzen, alles fallen lassen, was nicht gebraucht wird. Ein bisschen so wie bei Paul Klees *Angelus Novus*, der nach rückwärts gewandt ist, aber vom Wind auf die offene Dimension der Zukunft hin getragen wird.

Eine Wahl treffen, das war der kreative Akt, der mich von meinem Schicksal befreien konnte, von der Last der Verbundenheit und der Abstoßung. Den Spiegel freilegen, den Dämon anschauen und dann zu anderen Dingen übergehen.

Vergeben und weitermachen.

Autorin

© Lucia Baldini



Laura Forti zählt zu den meistgespielten italienischen Dramatikerinnen im Ausland. Neben ihrer Tätigkeit als Theaterautorin und Schriftstellerin unterrichtet sie auch kreatives Schreiben. Als Journalistin arbeitet sie mit nationalen und internationalen Radiosendern und Zeitschriften zusammen, u.a. *La Repubblica* und *Radio Svizzera*. Für Einaudi hat sie zwei Bücher von George Tabori

übersetzt und kuratiert. Bei Giuntina veröffentlichte sie 2019 ihren ersten Roman *L'acrobata* und 2020 den Roman *Forse mio padre* (Premio Supermondello 2021, Premio Mondello Giovani 2021 und Premio letterario Giovanni Comisso 2021). Bei Guanda sind die Romane *Una casa in fiamme* (2022) und *La figlia inutile* (2024) erschienen.

Übersetzerin



© Helene Oelschlegel

Ruth Mader-Koltay, geboren 1968 in Weingarten/Württ., hat Italienische, Französische und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft studiert. Sie lebt in Freiburg und arbeitet als Dozentin für Italienisch bei der Dante-Alighieri-

Gesellschaft, als Textadaptorin für den deutsch-französischen TV-Sender *arte* und als literarische Übersetzerin aus dem Italienischen.



www.nonsoloverlag.de
info@nonsoloverlag.de



Kurz vor ihrem Tod offenbart eine Mutter ihrer Tochter, dass der Mann, der sie aufgezogen hat, nicht ihr leiblicher Vater ist. Viele Verdachtsmomente aus der Vergangenheit fügen sich auf einmal zu einem Bild. Die Tochter begibt sich auf Spurensuche und versucht, ihre Familiengeschichte zu rekonstruieren. Auf diesem Weg wird sie ihre eigene Identität neu entdecken und die Kraft finden, sich für die Zukunft zu öffnen. Laura Forti fesselt uns mit der Kraft ihrer Sprache. Chirurgisch präzise Worte, die tief in der Erinnerung graben und sich nicht scheuen, diese neu zu schreiben.

Eine starkes Memoir, das zu einer kollektiven Erzählung wird. Ein entscheidender Teil der Geschichte unseres Landes aus der Sicht von drei Generationen.

SIMONETTA BITASI, Gazzetta di Mantova

Ein scharfes und eindringliches Werk, ein hervorragender literarischer Beweis für die Kraft der Erzählung.

MARIA CRISTINA CARRATÙ, La Repubblica